

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

22.2.1920 (No. 8)



# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 8

Karlsruhe, Sonntag, 22. Februar

1920

Inhalt: Sprüche der Zeit. Von Richard Dehmel. — Richard Dehmel. Von Dr. Paul Landau. — Das Gymnasium und die neue Zeit. Von Dr. Franz Dornseiff-Vörrach. — Der Streit in der neuen Musikästhetik. Von Dr. Karl Moesler, Heidelberg. — Die okkultistische Bewegung der Gegenwart. Von Dr. med. Ed. Rieger-München. — Die Rosen der heiligen Elifabeth. — Geschichten aus Stein am Alb. Von D. Weiner-Mußheim. — Die Begegnung. Von Wolf Gustaf Haebler. — Wupke. Von Hermann Wagner. — Badische Bäckerkauen. Von W. E. Desterina.

## Sprüche der Zeit.

Von Richard Dehmel.

Ich weiß ein Wort,  
das setzt mich über alles fort,  
über Raum und Zeit  
und Traurigkeit:  
Ich und die Zukunft!

Daß du über der Zukunft  
nur nicht ihr stetes Dasein vergißt!  
Es gibt eine Gegenwart,  
die ewig ist.

Lern in der Zeit dein Urbild finden,  
Kunst geht dem Leben hand in hand,  
es gilt den Stoff zu überwinden,  
Tod ist des Lebens höchstes Unterpand.

In allen Tiefen  
mußt du dich prüfen,  
zu deinen Zielen  
dich klarzufühlen.  
aber die Liebe  
ist das Trübe.

Jedweder Rachen,  
drin Sehnsucht singt,  
ist auch der Rachen,  
der sie verschlingt.  
Aber ob rings von Zähnen umgiert,  
das Leben sitzt und jubiliert:  
Liebe! —

## Richard Dehmel.

Von Dr. Paul Landau.

Es sprach der Tod: Ich tu wie du,  
ich bring auch dir die Gottesruh,  
ich hüll um allen Grans der Zeit  
den schwarzen Schleier Nichtigkeit;  
zieh mit!

Diese Verse, die Dehmel in einem seiner Kriegsgedichte den schwarzen Tod zum goldenen Schlaf sprechen läßt, schlagen die dunkelumflorte Melodie an, die des Dichters Leben in der letzten Zeit umklungen. Der Tod des Sohnes, der fürs Vaterland fiel,

wölbte ihm die Brücke zu Jenseits und Ewigkeit, und in ergreifenden Strophen hat er in die leere nächtliche Stille geklagt, aus der ihn die Seele des Geliebten rief. Nachdem er noch in seinem Kriegstagebuch „Zwischen Volk und Menschheit“ mannhafte ehrliche Rechenschaft abgelegt über sein Handeln, Fühlen und Denken in der großen Menschheitstragödie, nachdem er aus tiefer Niedererschlagenheit über politischen und moralischen Zusammenbruch heraus doch seinen Glauben an Vaterland und Zukunft der Menschheit zugerufen, ist er nun still dahingegangen, dieser Kämpfer mit Gott und der Welt, diese stolze Streiternatur, die mit allen niederen Gewalten so inbrünstig und sieghaft gerungen wie mit ihrer Kunst, ein müde gewordener, mit dem Leben fertiger Mann. Uns aber hinterläßt er sein Werk als den Ausdruck seiner Persönlichkeit und eine Anzahl von Gedichten, die niemals aus dem Schatze der deutschen Lyrik verschwinden werden. Was Dehmel über alle anderen Lyriker seiner Zeit hinaushebt, das ist nicht die Fülle seiner Werke — denn die Summe seiner ganz reinen und vollkommenen Schöpfungen ist klein — sondern die geniale Echtheit seiner Begabung, der Ernst und die Größe seiner Natur. Dehmels Gestalt hat etwas Zeitloses. Aus seinem Dasein wie aus seinem Werk leuchten uns mit Ewigkeitszügen die Worte entgegen: Ecce poeta! Siehe da, der Dichter!

Als er 1891 mit seinem ersten Gedichtband „Erlösungen“ auftrat, da klang noch vieles in seinen Versen an die „alte Kunst“ an, an das Volkslied und an Goethe, an Heine und an Keller. Aber in dieser grollenden Entladung eines dämonischen Feuers brach seine ganze Individualität bereits durch. Der stärkste Trieb des Künstlers, die Lust am Schaffen, offenbart sich in den Ausbrüchen dieser zerrissenen Seele, und zugleich die Kraft, das Typische und Ewige aus den vielgestaltigen Erscheinungen zu formen: die Sehnsucht des Jähns nach dem All. Dieser „Sünder“ strebt nach Erlösung, und er weiß, daß er sie nur im Miterleben der ganzen Welt und in ihrer Überwindung findet. In „Aber die Liebe“ (1893), diesem Furch- und Lobgesang auf das Weib als den Grund des Bösen, erbraust mächtiger noch der große Orgelpunkt seiner Lebenssymphonie: Excelsior! Hinauf! Empor! Mit dem urdeutsch-saukischen Problem des Gegensatzes zwischen antikem Sturenglück und christlicher Himmelssehnsucht, von Venus-Madonna hat er lange gerungen und als Luzifer-Promethens höllische Qual und menschlichen Götterstolz empfunden. Der Nietzsche Gedanke des „Sichhinauspflanzens“ führt ihn über die Sphäre der Geschlechter zu höheren Einheiten, zu Volk und Kind; er singt seine wundervollen sozialen Lieder, die schönsten, die dem deutschen Arbeiter geschenkt sind, und seine so neuartigen Kindergedichte: er lernt die wahre von Begier erlöste Liebe, die nicht „das Trübe“ ist, sondern „die Befreiung der Gestalt vom Wahn“. In dem künstlerisch reichsten seiner Bücher, den „Lebensblättern“ (1895), bricht sich diese Erkenntnis Bahn; der irrende Schüler der Welt ist ein Lebensmeister geworden und umfaßt in „Weib und Welt“ (1896), „von jedem Zweck genesen“, seinen Trieb und seinen Geist als Ausstrahlungen des gleichen ewigen Lichts. Nun kann er Mann und Weib in seinem großartigsten Werk „Zwei Menschen“ (1903) „im kleinsten Kreis unendliches erreichen“, ihr Glück ins Weltglück münden lassen.

Diese menschliche Entwicklung des Dichters ist nur der inhaltliche Ausdruck jener bewundernswerten künstlerischen Entwicklung, die sich in seinem Schaffen vollzieht. Dehmel ist als Dichter ursprünglich ganz visionär; sein inneres Schauen überwältigt ihn und verückt ihn zu stammelnden Entladungen, die mühsam Rhythmus und Melodie gewinnen. Diese wunderbare echte Dichtergabe verleiht seinen Gedichten von Anfang an einen unvergänglich und unvergänglichen Ton, ein Pathos, dunkel-flutend, mystisch-rauschend, brausend-mächtig, an Klopstocks Hymnen und Schillers Othhyramben gemahnend. Er hat die Fähigkeit des Lyrikers ersten Ranges, der kleinsten Form ihre einzigartige unnachahmliche Prägung zu verleihen, für sein Erlebnis den magischen Versklang zu finden, der es mit seiner ganzen Stimmung in uns wieder heraufbeschwört. Neben diesem dunklen und dumpfen Urgrund seines Wesens, aus dem seine lyrische Größe erwachsen, steht aber nun bei ihm, wie bei jedem großen Dichter, der helle Verstand, der freilich bei diesem schwerblütigen Seher etwas Grüberisches, Bohrendes hat. Die bewußten Kräfte gewannen im Ansteigen seiner Mannesjahre immer mehr die Gewalt über das unbewußte Chaos, und dieser Weg „aus dumpfer Nacht zu lichter Glut“ fand seinen Ausdruck in der durchgreifenden Umarbeitung all seiner Gedichte, die er in der



Ausgabe seiner gesammelten Werke vorlegte. Solche Umgehungen der brandenden Jugendschöpfungen in eine neue Form, wie sie auch der alte Goethe unternommen, wird stets einer verschiedenartigen Beurteilung unterliegen. Die schönsten Gedichte Dehmels werden in ihren ersten Fassungen nicht nur ihren geschichtlichen, sondern auch ihren hohen künstlerischen Wert behalten. Aber die Selbstzucht des Dichters hat in dem langjährigen Feilen und „Umackern“ doch etwas Großes vollbracht, und als Ganzes steht sein Lebenswerk in der letzten Formung in imponierender Einheitlichkeit vor uns.

Dehmel ist nur auf einem beschränkten Gebiet, dem der Lyrik, ein reifer Meister. Sein Glaube, zum Dramatiker berufen zu sein, der sich in der menschlich interessanten, künstlerisch brutalen Tragödie „Der Mitmensch“ und in dem von Lyrik und Symbolik erstickten Drama „Michel Michael“, in der phantastisch gequälten Pantomime „Luzifer“ zeigt, war ein Irrwahn. Nur in einzelnen Dramen, wie der herrlichen „Lebensmesse“, und vor allem in dem einzigartigen Epos „Zwei Menschen“ ist er über das rein Christliche hinausgewachsen. In den dreimal 86 Romanzen dieser Lebensreise, die durch die Sphären der Erkenntnis, der Seligkeit und der Klarheit zu dem mystischen Leitwort „Lir Welt“ führt, ist bei aller Dantesken Strenge der Form und gewollten Monotonie der Zwiesprach zwischen Mann und Weib, eine Wortgewalt und Intensität des Rhythmus gelungen, die dem Werk trotz seiner Absonderlichkeiten klassischen Wert sichern. In der großen Läuterung des Dehmelschen Lebens und Dichtens, die durch den innigen Freundschaftsbund mit dem ganz andersartigen Detlev von Liliencron ihre Richtung erhielt, zeigt sich nach dem Abschluß und Höhepunkt der „Zwei Menschen“ allmählich ein neuer Stil, der in den Gedichten des Bandes „Schöne wilde Welt“ zusammengefaßt ist. Der dunkle Pathetiker, der sich früher selbst zu „jenen großen Tagraubvögeln, die zum Fliegen sich nur schwer vom Boden heben“, rechnete, sucht nun die Schlichtheit des Volksliedes und den klaren Tanz leichter Reime.

Seinen ergreifendsten Ausdruck hat dieser „neue Ton“ in den Kriegsgeboten gefunden, die Dehmel aus dem tiefen Erleben der nationalen Erhebung von 1914 heraus gesungen. Dem 51jährigen Granbart, der sich als Freiwilliger stellt: das alte Kämpferblut des Jägersohnes duldet ihn nicht zu Hause. Er bringt es zum Unteroffizier, aber dann wird er aus der Front herausgezogen, zum Offizier gemacht und empfindet in der Etappe die niedererschlagenden Erlebnisse schmerzlich, die bei so manchem unserer Besten die erste hohe Begeisterung abkühlten. In der Heldenzeit des Kriegsanfanges aber hat der Dichter, der nun zum ergreifenden Vaterlandsjäger wurde, eine Anzahl einfacher Lieder geschrieben, die zum Besten gehören, was deutsche Kriegsliteratur hervorgebracht. Das sind Gedichte wie „Deutsche Sendung“, „Das Flammenwunder“, „Sei gesegnet, ernste Stunde, die uns endlich stählen eint“, „Deutschlands Fahnenlied“ (Es zieht eine Fahne vor uns her, herrliche Fahne!) u. a. m. In seinem letzten Werk, dem Kriegstagebuch, überwiegt dann mehr die Reflexion, und aus zorniger Liebe findet der Dichter sarte Worte für sein Volk, das gleich der ganzen Welt dem Geschäftsgeiz verfallen sei. In diesen Aufzeichnungen „zwischen Volk und Menschheit“ hat er uns ein letztes Vermächtnis hinterlassen, das Vermächtnis eines Künstlers voll Idealität und Mannesgröße und eines echten Deutschen!

## Das Gymnasium und die neue Zeit.

Von Dr. Franz Dornseiff-Vörrach.

Bei allen Schulfragen ist am wichtigsten die Lehrerfrage. Bildungs- und Erziehungswert der Schulleistungen steht und fällt mit der Persönlichkeit der Lehrer. Man habe lauter vollkommene Lehrer, Menschen von ausgebreitetem Wissen, die dieses Wissen gedanklich und menschlich frei zu handhaben vermögen, und es gibt keine Schulfrage mehr.

Es gibt mithin wohlbekannterweise eine Schulfrage.

An zweiter Stelle steht die Frage des Lehrplans. Mit Lehrstoff kann ebenfalls viel genützt werden, trotz der Lehrer (und dem guten Lehrer noch beigeprungen werden). Man will heute die Lehrstoffzufuhr je nach der Begabung der Schüler, die sehr früh festgestellt werden soll (ein unerhörtes Unterfangen, man kann da nur Glück wünschen), aber wenn schon, man will also den Lehrstoff von sehr frühem Alter an sachlich, beruflich sondern. Es wird nun in Deutschland, dem Land der großen Verstehen und Würdiger, der Windelmann, Herder, Goethe, Grimm, Ranke, Dies, Burckhardt, Nietzsche, immer eine große Anzahl Kinder geben, deren Begabung in Sprachgefühl, Phantasie, Sinn für geschichtliches Wachsen, Liebe zur Kunst oder zum Gedanken besteht, und gerade die brauchen wir, um in Zukunft noch irgend einen deutschen Ton in dem Weltorchester erklingen zu lassen, in dem heute nach zwei Seiten ein ungeheures Crescendo des Amerikanischen und des Asiatisch-Religiösen zu überhören ist. Für diese muß die Möglichkeit, einen weiten Kreis menschlicher Kategorien zu erwerben, vorhanden sein. Und auch für die ingenieurbast Veranlagten ist eine berichtigende Ergänzung der Neigung, den Menschen als Tier oder Maschinenfortsatz zu betrachten, sehr nötig. Der Techniker mit weiterer Bildung, mit allgemeineren Denkmöglichkeiten ist im Vorteil.

Man jammert so viel darüber, daß wir Heutigen intellektuelle Menschen geworden sind, von Wissenschaft zerfetzt usw. Aber die Aufgabe: wie werde ich wieder unschuldig? ist hier so wenig wie nach dem Sündenfall im Paradies zu lösen. Der Intellekt läßt sich nicht wieder ausschalten, sondern er muß möglichst gut ausgebildet werden. Die lange europäische Vergangenheit muß bewältigt werden; durch gut verdautes Wissen von ihr. Denn sie sitzt in unserm Blut und verschwindet nicht dadurch, daß man sie ignoriert. Man muß sie verstehen, und das ist nicht möglich, ohne daß Griechisch und Latein noch gewußt wird.

Das sind Gedankenreihen, wie sie ein Sammelbuch des Verlags Teubner in Leipzig „Das Gymnasium und die neue Zeit“ vertritt. Und es vertritt sie gut, mit guten Namen und eindringlichen Darlegungen. Von bekannteren, nicht altphilologischen Verteidigern nenne ich die Volkswirtschaftler Max Weber, Walther Rathenau, die Philosophen Eucken, Troeltsch, Henkel, Niderst, Niehl, Joel, die Deutschkundler Goethe, Unger, die Kunstgelehrten Bode, Dreschner, Waldmann, die Geschichtsschreiber Marcks, Meinecke, Hampe, Friedensburg, von der Erziehungswissenschaft Spranger, Kerschensteiner, Litt. Dann von der Herzlichkeit Kern, Brauns, Tesdorpf, von Technikern v. Welsch, Jonas, Bankdirektor v. Pechmann. Es ist zu bedauern, daß die Herausgeber nicht weitere Ausschau unter Künstlern und Schriftstellern gehalten haben, außer Lovis Corinth wären wohl sämtliche vorexpressionistische Maler zu haben gewesen und ohne weiteres Thomas Mann, Hofmannsthal, R. A. Schroeder. Von den Jüngeren ist Franz Werfel kürzlich im „Berliner Tageblatt“ warm für den Gedanken des Gymnasiums eingetreten.

Max Weber schreibt u. a.: „Mit zahlreichen seiner Kollegen hat auch der Unterzeichnete seinerzeit als akademischer Lehrer die Erfahrung gemacht, daß es sehr breite geistige Gebiete gibt, auf denen die Einschulung des Denkens durch intimen Verkehr mit den literarischen Erzeugnissen der Antike in deren Sprache dem jungen Menschen die Präzision und Nachhaltigkeit des Denkens mehr erleichtert, als ihm selbst irgendwie bewußt ist. Humanistisch gebildet waren die Träger des bürgerlichen, ebenso wie des proletarischen Freiheitskampfes des 19. Jahrhunderts fast ohne jede Ausnahme. Humanistisch gebildet waren und sind auch die Träger des englischen ebenso wie des französischen Nationalgefühl, der amerikanischen demokratischen Kultur und des Sozialismus. Es ist banal, unwarhaft und ein trauriger Kleinlaut, zu meinen, die nationale oder die demokratische oder die sozialistische Eigenart unserer Jugend sei gefährdet durch die intime Verührung mit ewigen Werten, nur um deshalb, weil deren Schöpfung brüchig und zeitlich weit von uns entfernt vollbracht wurde.“

Möge man die Gattungen der Mittelschulen hinlänglich differenzieren, um anderen unabwiesbaren und durchaus ebenbürtigen Bedürfnissen und der Gefahr der Halbheit und inneren Zerspaltung der Schüler Rechnung zu tragen: aber möge man gerade diese Gelegenheit benutzen, im Umkreis der gleichberechtigten Bildungsmöglichkeiten endlich auch das humanistische Gymnasium wieder zu dem werden zu lassen, was es für Deutschland einstmalig gewesen ist.“

Walther Rathenau: „Ein wenig oberflächliche Kenntnis der Experimentalphysik läßt sich nachholen; Enge des Geistes und Gemütes bleibt und verengert nicht nur das Dasein, sondern auch die berufliche Fassungskraft, Erfindungskraft und Schaffensfreiheit.“

Das stärkste Mittel der Geistesbildung ist Erweiterung des Denkbereichs. Kann unserem neuzeitlichen Denkbereich ein gewaltiger, in sich geschlossener und vollkommen anderer Denkbereich, der des klassischen Altertums, gegenübergestellt werden, so verliert jeder Begriff und jede Denkform die Eindeutigkeit, die Einmaligkeit und Starrheit; der Geist lernt durch Gegensatz und Vergleich die Vielfalt des Möglichen und den Anspruch auf Vollkommenes erfassen.“

## Der Streit in der neuen Musikästhetik.

Von Dr. Karl Hoexter, Heidelberg.

Ein schaffender Künstler, der sein ästhetisches Glaubensbekenntnis abgibt, hat immer das eigene künstlerische Schaffen hinter sich, spricht gewissermaßen aus dem Erlebnis der künstlerischen Empfängnis heraus — seine Ästhetik wird in erster Linie das Schöpferische betonen. Ein Kritiker, der zugleich Vermittler der Kunst ist, geht von dem Kunstwerk als Gewordenem aus und sucht durch Analyse desselben zu dem ursprünglichen Schaffensprozeß zurückzukehren — er dringt vom äußeren Eindruck zum inneren Erlebnis vor. Aus dieser verschiedenen Einstellung heraus kann es geschehen, daß zwei in künstlerischen Fragen so kompetente Persönlichkeiten wie der Komponist Hans Pfitzner und der Musikkritiker Paul Bekker in ihren Ansichten nicht auf mittlerer Basis zusammentreffen, sondern aneinander vorbeireden, der eine mehr hier, der andere mehr dort seinen Gesichtspunkt richtig vertretend. Dies scheint in dem kürzlich durch Pfitzners Broschüre: „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz, München 1920“ neu entfachten Streit wirklich der Fall zu sein.



Pfizner identifiziert an einer Stelle seines Buches Impotenz mit Melodilosigkeit, Potenz mit Melodierechtum und wirft es Bekker vor, daß er Thema, Einfall, Material für nebensächlich hält, also die essentia der Musik leugnet. An Stelle dessen setzt er „die poetische Idee“ als „oberstes formgebendes Prinzip“ und stempelt so insbesondere alle Instrumentalkompositionen Beethovens zur Programmmusik. Wichtig ist zunächst, daß Bekker Vorgehens, innere oder äußere, irgendwelcher Art, seelische, geistige Ergebnisse und Entwicklungen in zeitlicher Folge in Musik statuiert und durch die dichterische Idee diktieren läßt, mit der sie parallel gehen. Dies bezeichnet Pfizner als „einen groben Denkfehler; auf ihn eine Aesthetik aufbauen, einen katastrophalen Schwundel“. Es ist nicht zu leugnen, daß Bekker in der Ausdeutung Beethoven'scher Werke zu weit geht, zu sehr überseht, zuviel Sinn und Beziehung sucht, wie es wohl humoristisch anmuten mag, wenn eine *Taceto*-Tonleiter „als Ausdruck des nach Betätigung drängenden Willens“ ausgelegt wird. Pfizner nennt das die „genuine Musikkritik“ und betont mit Recht, daß man ein Beethoven'sches Thema *direkt* genießen soll, als eine Welt für sich, unteilbar, unübersehbar. Was Bekker unter dem Begriff der „poetischen Idee“ versteht, das zeigt in wenigen Sätzen zusammengedrängt seine Antwort an Pfizner „Impotenz“ — oder „Potenz“ (Mrgbl. der Zrfk. Btg. v. 15. 16. Jan.). Hier heißt es: „Bei jedem wahrhaft großen, ursprünglichen Kunstwerk jeglicher Gattung, gleichviel ob Dichtung, bildender Kunst, Musik, ist das Primäre die Konzeptionsidee des Ganzen: Die Vision, die, zuerst nur in nebelhaften Umrissen dem inneren Auge des Schaffenden erkennbar, allmählich deutlicher werdend, den einzelnen „Einfall“ erst aus sich heraus in fortschreitendem Realisierungsprozeß gebiert. Ich bin der Ueberzeugung, daß Beethoven den ersten Satz der *Croika* nicht von Thema zu Thema gleichsam weiterwurzelnd „komponiert“ hat, sondern daß vor ihm plötzlich wie ein riesenhaftes, ungreifbares, schattenhaftes Etwas die Vision dieser kolossalischen Erscheinung stand, und daß die einzelnen thematischen Einfälle, aus der dämmerigen Vorstellung dieses Ganzen gezeugt, nichts anderes sind, als äußere Mittel, Handhaben, um der geheimnisvollen, innerlich begeisternden Urrerscheinung nun künstlerisch beizutreten, sie zu gestalten“. Bekker sieht also das Wesen der künstlerischen Empfängnis nicht in dem einzelnen Einfall, wie Pfizner, sondern in der scheinbaren Erschauung des Ganzen. Man muß hier, wo es sich um allgemeine Werturteile handelt, vorsichtig sein. Es ließe sich wohl vorstellen, daß Beethoven vor der Konzeption seiner *Croika* Klänge, Motive, Perioden, Tonfolgen unbestimmter Art, aber nicht das Thema, die Trauermariamelodie, der Schlusssatz vorgeschwebt, und daß dann erst die bewußt schöpferische Gestaltung eingeleitet habe. Ein anderes ist es, wollte man für ein Mozartsches oder Haydn'sches Streichquartett, wo alles nur sprudelnde Tonfreudigkeit ist, einen solchen Vorgang dämmernder Voraussetzungen annehmen. Und wieder ein anderes ist es, ob nicht dem „absoluten“ Musiker Mozart das schicksalverkündende Auftreten des Komtur in einer Art *De-Moll*-Vision zur Offenbarung wurde? Schließlich ist es dann doch die künstlerische Inspiration, mag dieses ein plötzlicher musikalischer Einfall oder ein langsam aus dumpfer Vorahnung sich herauslösendes Tongebilde sein. Daß es sich nicht nur um das Thema handelt, dafür spricht zweierlei. Erstens: ein symphonischer oder ein Sonatensatz von Beethoven enthält nicht ein Thema oder eine Periode oder sonst etwas, das aus dem Rahmen des Gesamtwerkes herausfällt, auch nichts, das sich aus einem Werk in ein anderes verpflanzen ließe. Also bindet doch so etwas wie eine Idee die verschiedenen Teile, und mag diese Idee erst im Verlaufe der kompositorischen Arbeit sich gebildet haben. Zweitens: viele Themen Beethovens, namentlich in den *Cis*-Sätzen seiner Symphonien — nicht in den langsamen — sind wirklich, wie Bekker behauptet, „nicht originell“. Wollte man sie aus dem Kunstwerk heraus, so stehen sie da, ganz unpersonlich, meist aus den Tönen des Dreiklangs herausgebildet, ohne besondere harmonische Farbe, weder zur Begeisterung, noch zur Ablehnung zwingend. Aber was hat Beethoven aus ihnen gemacht? Man sieht, es kommt nicht minder auf die Formgestaltung an. Liegt doch in ihrem Fehlen der Vorzug, aber auch der große Mangel der Bruckner'schen Symphonien: Musikalische Einfälle von hinreichender Schönheit! Aber kein Gestalten, keine formschöne Durchführung, keine geistige Bindung! So ist das Primäre weniger die Bekker'sche poetische Idee, die einem Musikstück nur mit Vorsicht beizulegen ist, als der aus der großen Künstlerpersönlichkeit elementar hervordringende Gestaltungstrieb, der sich in Gesetzmäßigkeit auslöst, als sei er von einer vorher gegebenen Idee getragen. Kann man also der Lösung des Problems, wie es die Bekker'sche Aesthetik faßt, nur mit Vorbehalt zustimmen, so wird ein näheres Eingehen auf Pfizner's Auffassung zwar einige positive Einzelergebnisse, aber auch keine endgültige Gesamtantwort geben.

Im dritten Teil seines Buches versucht Pfizner seine Meinung vom musikalischen Einfall historisch und philosophisch zu stützen. Zunächst werden die Grundelemente der abendländischen Musik zu begrifflicher Formulierung gebracht. Die Urbestandteile der Musik sind nach ihm Klang und Rhythmus, die in ihrer Zusammenziehung: Klang plus Rhythmus die Melodie (das horizontale Prinzip), Klang plus Klang die Harmonie (das vertikale Prinzip) ergeben. Diesen zwei Elementen entsprechen als Wesensentfaltungen der Musik Empfindungsausdruck und Architektur. Die Verbindung: Klang plus Rhythmus, Linie, war Jahrtausende die einzige Musik, und lange dauerte es, bis man einen

Dreiklang als Dreiklang empfand, so wurde Klang plus Klang, die Harmonie. Aber erst Mehrstimmigkeit, untrennbar verbunden mit Fortbewegung, wurde das entscheidende Problem der abendländischen Musik, das aus der Homophonie heraus in die Polyphonie führte, um endlich das horizontale und vertikale Prinzip in höchster Ausbildung zu vereinigen. Die beiden Ströme: Musik als Empfindungsausdruck und Musik als Architektur, die eine Zeitlang unbeirrt nebeneinander herliefen, flossen im 17. Jahrhundert zusammen: ein unermessliches Ereignis, wie es keine Kunst, kein Zeitalter erlebt hatte! Es war das geistige Material der Musik selbst, das in dieser Verbindung gegeben wurde. Hiermit setzt ein entscheidendes Argument der Pfizner'schen Musikästhetik ein. Während das Material der außermusikalischen Künste, der Dichtkunst und bildenden Kunst, ein für alle Zeiten gegebenes, dort die verstandesmäßige Welt der Begriffe, hier die sichtbare Außenwelt darstellt, hat es in der Musik jahrhundertelanger geistiger Arbeit bedurft, um nur das Material zu gewinnen, ja noch mehr, der Komponist muß in jedem Augenblick der Konzeption dieses Material als „Tongestalt“ von neuem aus sich heraus erzeugen. Diese affordliche Tongestalt, Motiv, Figur oder Thema, gehört nicht, wie Sprache und sichtbare Welt, zum unendlichen, unbegrenzten Allgemeintum des Menschen, sondern ist kleinste Einheit, so daß der Komponist gewissermaßen aus dem Nichts schafft und als der eigentliche Schöpfer zu betrachten ist. Und weil das geistige Material, die Tongestalt, im historischen Sinn letzte Leistung der Musik ist, im kompositorischen Sinn aber als Thema zugleich den Rohstoff für den Bau des Kunstwerkes darstellt, so ist ein Wegdenken des Themas aus der Musik unmöglich. So kommt Pfizner auf philosophisch-spekulativem Weg dazu, seinen aus Kunstgefühl geborenen Standpunkt zu erhärten, daß in der Musik der musikalische Einfall, das Thema, die Melodie, die Hauptsache, alles andere, die Formgestaltung, das Hinzutretende ist. Die weitere Vererbung auf die Schopenhauer'sche Musikästhetik erweist sich jedoch als unfruchtbar und verwirrt nur die vorher klar herausgelösten Begriffe. Die musikalische Anschauung des großen Philosophen, noch ganz im Geschmaack des Spielerischen der galanten Zeit (Rossini) verankert, bevorzugt einseitig die Melodie, weil sie „das vielgestaltete Streben des Willens“ ausdrückt. Einzig der Oberstimme teilt Schopenhauer selbständige Bewegung zu, während der Bass als „Repräsentant der rohesten Masse“ langsam und nur in „Terzen, Quarten und Quinten“ fortzuschreiten vermag und die Mittelstimmen sich zwar „schneller, jedoch noch ohne melodischen Zusammenhang“ bewegen können. (Welt als Wille und Vorstellung, Schluß des 3. Buches.) Dieser eine Gedanke zeigt zur Genüge, wie äußerst primitiv die musikalische Anschauung des Philosophen ist. Kann der Versuch, hieran eine moderne Musikästhetik anzuknüpfen, ernst genommen werden? Und wozu Schopenhauer anrufen, um letzten Endes zu beweisen, daß eine schöne Melodie eine Offenbarung ist? Man erlebe ein einziges *Adagio* von Beethoven, und man wird mehr erkennen, als alle Kathederweisheit je zu vermitteln imstande ist.

Nachdem Pfizner den Ureinfall in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gestellt hat, zeigt er, wie der Verlauf, die Bewegungsgestaltung eines Musikstückes, lediglich von diesem Ureinfall abhängig ist. Der Verlauf ist nichts anderes als eine Aneinanderreihung und Durchdringung der musikalischen Gestalten, wie man immer wieder auf gestaltete Töne stößt. Sehr wohl, aber diese Gestaltung darf nicht willkürlich sein, sondern muß einer festen, höheren Konzeptionsidee folgen. Und wenn Pfizner auf den merkwürdigen Zusammenhang hinweist, daß gerade ein besonders glücklicher, musikalischer Gedanke, konzentriert und vielsagend, sich am wenigsten eignet, eine große Form auszubilden, so gibt er indirekt damit auch zu, daß im großen symphonischen Stil irgend ein undefinierbares vorhanden sein muß, welches das weniger bedeutende Thema zur vielsagenden, vollendeten Form erweitert. Bekker nennt es die poetische Idee; das Wort ist irreführend, weil es zu sehr eine Gedankenreihe außerhalb der Musik imaginiert — aber es gibt auch ein Denken in Tönen, wie es ein Denken in Begriffen gibt, und eine Logik der Tonfolgen, wie es eine Logik der Wort- und Satzfolgen gibt. So bedarf das Kernproblem der Pfizner'schen Aesthetik einer Erweiterung. Pfizner sieht darin einen Kampf gegen den musikalischen Einfall. Er nennt ihn ein Verwesungssymptom, wie es nur aus dem Zusammenbruch unseres Landes habe aufsteigen können. Die Ursache dieses künstlerischen und nationalen Verfalles ist ihm der jüdisch-internationale Geist, und so sieht er sich im letzten Teil seines Buches dazu veranlaßt, eine von starken Gefühlswallungen begleitete „Rede an die deutsche Nation“ zu halten. Gehört das auch in die neue Musikästhetik?

Bleibt man das Fazit des Streitigen, so wird man sagen können: Pfizner's Theorie des musikalischen Einfalles ist richtig — ohne Melodie wird nie ein vollwertiges musikalisches Werk entstehen können. Aber diese erklärt nicht alles. Hier wird man sich aus der Bekker'schen Auffassung eine bedingte Gestaltung nach Ideen als latente Begleiterscheinung des künstlerischen Schaffens hinzudenken müssen, ein Prozeß durchaus musikalischer Art, der aber letzten Endes erst die Vollendung des Kunstwerkes in der geistig-ideellen Bindung all seiner Teile bringt.



## Die okkultistische Bewegung der Gegenwart.

Von Dr. med. Ed. Niguer-München.

Die schweren Erschütterungen, denen unser Volk nunmehr seit Jahren ausgesetzt ist, zeitigen allmählich eine geistige Bewegung, die ernste Beachtung verdient. Mehr als je fragt heute jeder nach dem Grund des Leidens und schließlich nach dem Grund und Zweck des Daseins. Jeder beantwortet die Frage entsprechend seiner Erfahrung, d. h. entsprechend seiner Veranlagung und Erziehung. Das Gebiet des unerforschten „Okkulten“ lockt da in einer Weise, daß bei falscher Auslegung der zweifellos bestehenden Erscheinungen eine psychische Epidemie unser Volk erfassen und noch weiter von der Bahn des positiven Schaffens abdrängen kann. Wenn man in München früher zur Karten schlägerin ging, so bestand Aussicht, in einiger Zeit die gewünschte Aussprache zu ermöglichen, heute kann man ein bis zwei Monate sich gedulden, bis man dieses Ziel erreicht. Die Führung unseres Volkes ist heute zum Teil in die Hände von Leuten gelangt, deren allgemeine Bildung nicht gerade urteilsfähiger derartigen Verlockungen gegenüber macht. Es kann nun der Deffentlichkeit nicht gleichgültig sein, ob ein Mann in politisch leitender Stellung, bevor er irgend einen entscheidenden Schritt tut, sich das Horoskop stellen läßt, um zu erfahren, ob für ihn augenblicklich eine günstige Zeit für entscheidendes Handeln gegeben ist oder nicht.

Noch ergreifender sind die Vorgänge in den einzelnen Zirkeln, wo der klopfende Tisch die Anwesenheit des Geistes irgend eines im Felde gebliebenen Angehörigen der Familie verrät und sich Szenen grenzenloser Ekstase durch dieses Zwiesgespräch abspielen. Hier erscheint das Eingreifen ärztlicher Autorität geradezu geboten. Frau Meißel-Heß in Berlin hat jüngst einen öffentlichen Ausruf erlassen, in dem sie die einschlägigen Fachleute der Gelehrtenwelt, unter Hinweis auf ihre eigene, im Anschluß an spiritistische Sitzungen erfolgte geistige Erkrankung, zu einem Einschreiten gegen den Spiritismus auffordert.

Was versteht man im allgemeinen unter den Erscheinungen des Okkultismus? Alle Welt- und Lebensrätsel. Im speziellen sind jedoch die an den menschlichen Organismus gebundenen Erscheinungen, welche der Laie als Ausfluß eines Seelenlebens auffaßt, gemeint. In dieser Auslegung, für die in der Mehrzahl der Fälle nicht die geringsten Anhaltspunkte bestehen, beruht das Erregende und Gefährliche dieser Experimente. Es wäre an der Zeit, daß die sogenannte offizielle Wissenschaft den Aufklärungen auf diesem Gebiet nicht mehr aus dem Wege ginge, sondern an geeigneter Stelle ein mutiges Wort fände, und nicht urteillosen Interessenten den Weiterausbau verfehlter Spekulationen überlasse.

Welche Spezialgebiete der Okkultismus behandelt, zeigen am besten folgende Fragen, die ein Ausschuß des Deutschen Monistenbundes zur praktischen Aufklärung des Okkultismus als Programm ausgab:

1. Gibt es eine Übertragung von bisher unbekanntem Kräfte des menschlichen Organismus auf leblose Gegenstände, so daß Bewegungen dieser Gegenstände entstehen?
2. Gibt es ein räumliches oder zeitliches Hellsehen?
3. Gibt es eine Telepathie, d. h. eine Gedankenübertragung ohne Vermittlung der bekannten Sinnesorgane?
4. Gibt es sogenannte Materialisationsphänomäne durch bisher unbekanntem Kräfte des menschlichen Organismus?
5. Gibt es tatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Astrologie (Horoskop u. a.).

Der heutige Stand der Wissenschaft gestattet nicht, auf eine dieser Fragen mit einem absoluten Nein zu antworten. Lediglich können wir den Widerspruch mit unseren Erfahrungen angeben. Ich denke daran, wie ich vor Jahren bei einem Münchner Universitätsprofessor die Bitte aussprach, mit Hilfe seiner Mess-Instrumente mich bei den Untersuchungen über die Wünschelrute zu unterstützen. Der Herr wies mich an die Polizei, wo ein guter Detektiv mir bei der Aufdeckung des Schwindels zweifellos rascher behilflich wäre, als dies durch meinen Appell an die Wissenschaft erfolgen würde. Wenige Jahre sind vergangen, und die Opposition gegen die Wünschelrute hat ihr Verhalten geändert. Es liegen nun tatsächliche Anzeichen vor, die auch bezüglich der anderen erwähnten Fragen des Okkultismus Anhaltspunkte bieten. Der menschliche Organismus scheint eben über Kräfte psychischer, physischer oder auch psycho-physischer Natur zu verfügen, mit denen man Vorgänge auslösen kann, die wir bis heute nicht erklären können. Es liegt in der Erziehung unseres Volkes, daß man bei den Erklärungsversuchen die theistische Denkweise anwendet und bei jeder Unklarheit übernatürliche Gewalten an Stelle der unbekanntem natürlichen vermutet. Die monistische Denkweise steht dagegen überall natürliche Vorgänge, schaltet die Jenseitsfaktoren aus und wird dadurch zweifellos ruhiger dieses interessante Forschungsgebiet behandeln. Aber auch der nicht monistisch Denkende muß sich im Interesse der Wissenschaft zu dieser Forschungsmethode bekennen, selbst der Fernseitsgläubige. Auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten, wo Besessenheit usw.

früher die Hauptrolle spielte, siegte zum Wohle der Menschheit erst diese Forschungsmethode. Viel vor noch nicht zu langer Zeit „Unerforschten“ auf dem Gebiete des menschlichen Seelenlebens haben wir heute in der Suggestion, Autosuggestion als ganz natürlich entstanden kennen gelernt. Selbst bei an das Geheimnisvolle erinnernden Unklarheiten darf man niemals von vornherein an übernatürliche Kräfte glauben, wenn man Qualität ist, sondern muß die natürlichen Zusammenhänge zu ergründen suchen, so verborgen, ja geheimnisvoll sie auch scheinen mögen.

Jedenfalls: Der Zeitpunkt, energisch, rücksichtslos, und wenn nötig rücksichtslos hier vorzugehen, scheint mir deshalb gekommen, weil der Grund zu der mangelnden Arbeitsfreude, dem herrschenden Pessimismus, dem Fehlen des Selbstvertrauens und den lähmenden Fatalismus in der augenblicklichen psychischen Verfassung unseres Volkes zu liegen scheint. Da ist es Pflicht Derer, die von psychischer Erziehung etwas verstehen, helfend einzugreifen, bevor diese Krankheit noch weiter um sich greift. Möge diese Aufklärungsarbeit, zu der erfreuliche Ansätze gegeben sind, in der Deffentlichkeit den notwendigen Widerhall finden.

## Die Rosen der heiligen Elisabeth.

Die Hungersnot in Thüringen war gebannt. Die schweren Missernten der Jahre 1225 und 1226 durften ihr Unheil nicht ausbreiten; eine Frau — Elisabeth von Ungarn, Thüringens Landgräfin — wirkte dies. Sie sättigte das Volk in den Tagen der Not, indem sie die fürstlichen Kornkammern öffnen ließ, die freilich durchaus geleert wurden, was eine nicht geringe Einbuße des landgräflichen Vermögens bedeutete. Neunhundert Arme wurden allein auf der Wartburg täglich gespeist, ungeachtet der Mengen Getreides, die in das Land hinauswanderten. Aber Elisabeths Mitleid blieb hierbei nicht stehen; noch gab es Gebrechliche und Kranke, die den steilen Weg zur Wartburg nicht gehen, das Brot nicht selbst in Empfang nehmen konnten. Für sie gründete die Fürstin das Annenhospital in Eisenach: achtundzwanzig Kranke fanden hier eine Heimat. Sie wurden, ebenso wie die Bewohner des Armenhauses, täglich von Elisabeth besucht, die zudem noch der in den Hütten zerstreuten Bedürftigen wartete. Ihre machtvolle Organisation ging so weit, daß sie an Brot und Früchten ein tägliches Maß bestimmte, das jeder gleichmäßig erhielt; so gelang es ihr, mit den vorhandenen Vorräten zu reichen. Doch Elisabeth, die das Schicksal jedes einzelnen in ihrem Herzen trug, sah bald, daß es mit dem Sattmachen nicht getan sei; auch mit Geld tat es not zu helfen und die größte Aufgabe war wohl, als mit den Tagen der neuen guten Ernte es galt, sich zurückzufinden zur Arbeit, zum normalen Leben. Der Fürstin Prachtgewänder und Kleinodien wurden verkauft; ihr Erlös diente dazu, das Volk zur Ernte tüchtig zu machen. Schuhe — Werkzeug — Kleider — dies alles wurde angeschafft; Summen wurden verteilt, die es dem einzelnen ermöglichten, in seine Heimat zurückzukehren, das Leben der Arbeit aufzunehmen.

Mitten im Herzen Deutschlands war hier durch die Kraft eines noch nicht zwanzigjährigen Weibes eine soziale Arbeit geleistet, die die Ansehung ihrer Umgebung verspottete, ja bekämpfte. Die Anfeindungen, die ihre Kindheit verdunkelt, erhoben stärker als je das Haupt; Elisabeth stand allein.

Dies waren die Zustände, die Landgraf Ludwig vorfand, als er zu Ende Juli nach langer Abwesenheit heimkehrte. Die Hofpartei erhob Klagen über Klagen gegen sein Weib; die Vorratskammern waren leer, die Prachtgewänder verkauft, das Geld verstreut, von fürstlicher Hofhaltung keine Rede. Auf den Fluren aber reiste das Korn zur Ernte; ein von Seuche und Hungersnot kaum berührtes Volk versuchte in rühriger Arbeit die Schäden der schweren Jahre auszugleichen; inmitten waltete Elisabeth, eine heitere Mutter der Bedrückten, selig in ihrem Mitleid. Vor des Landgrafen Seele trat der Tag, da man das vierjährige Kindlein auf die Wartburg gebracht und ihn, den elfjährigen Knaben, zu dem Kindlein gebettet zum Zeichen der zukünftigen Vermählung. Voller Staunen sah er in die Augen des Kindes, die mit erstem Glanze auf ihm ruhten; zärtlich berührte er das schwarze Haar, das seltsam abtack zu all dem blonden Gelock, das er zu sehen gewohnt. In jener Stunde erwählte seine Seele dies fremde Kind, und als er heranwuchs, wuchs mit ihm seine Liebe, stark genug, allen Anfechtungen zu trotzen. Jede Verleumdung brachte die Einsame ihm näher, ihr Tun, ändern ein Mergernis, erfüllte ihn mit Entzücken; wie wollte er diese seltsame Menschenblüte zur herrlichen Blume entfalten. Nun stand er am Ziel; wer durfte ein Weib sein eigen nennen, das so wunderbar! Lächerlich dünkten ihm die Klagen der Hofleute und Beamten; mochte Elisabeth alles verschenken, solange die Wartburg ihm blieb, hatte es keine Not. O, nicht wollte er führen ihre reine Frommheit, die dem Heiland zuliebe der Elenden gedachte, unterstützen wollte er den fürstlichen Freimut, der schrankenlos gibt, aber dann sollte sie heintreten mit dem einzigen Blick der Liebe für ihn; versinken sollten die Gestalten des Tages, zurücktreten die Not, allein sein er und sie.

Schwere Monate lagen hinter Ludwig; was war aus dem kaiserlichen Reichstag zu Cremona geworden; nicht einmal abhalten hatte ihn Friedrich II. können; vor jeder lombardischen



Stadt den Durchzug sich erkämpfend, erbettelnd, war es mehr das Leben eines Abenteurers als das eines kaiserlichen Gebieters, das der Hohenstaufe und mit ihm seine Getreuen geführt. Welttragende Pläne, Weltmachtspolitik, lodend flüsternde sein kaiserlicher Freund ihm davon, wenn sie, ermüdet von der Jagd, zusammen ruhten. Oder er sang ihm, aufstehend vom prunkenden Fest, im einsamen Zelt seltsame Lieder, in denen heiß die fremde Seele des Orients atmete. Ludwig fühlte beinahe mit körperlichem Weh, wie die Reusen seiner Enge zerprangen, aber zugleich begann auch der Zweifel. War das sein Weg, auf den der Kaiser ihn lockte?

Die einfache, gerechte und menschenfreundliche Natur des Landgrafen eignete sich vorzüglich zum Herrscher; zudem besaß Ludwig hohen persönlichen Mut, einen klaren und klugen Kopf und eine einzige Lauterkeit und Keuschheit des Gemüths. Den schillernden Glanz hohenstaufischen Wesens gab seine Art nicht her. In selbstverständlicher Ritterlichkeit hielt er zu seinem Kaiser; seit Friedrich ihm seine Freundschaft geschenkt, fühlte er sich zugleich schwärmerisch angezogen und leise vergiftet. Er war froh, als der Kaiser ihn zu Borgo St. Donnino entließ, betraut mit den schwerwiegendsten politischen Aufgaben, die er, ungeachtet seiner Jugend, ausgezeichnet löste.

Als er Thüringen wieder sah, atmete Ludwig auf. Hier war seine Erde; verwurzelt in ihr liebliches Sein, begriff er das Dasein wieder, wie es ihm wohlthat. Kräftig stehen in einem Leben der Arbeit, Spiel und Freude als redlich erworbene Krone genießen, diese Erde als gute Heimat empfinden, ausstreiten den von Gott gezogenen Kreis, so dünkte ihm das Leben köstlich. Mochte der Hohenstaufe in überlebensgroßen Formen seiner ewigen Unbefriedigtheit Ausdruck geben, er, Ludwig, wollte in bewußter Begrenztheit fern halten alle Leidenschaft. War er erst bei Elisabeth, so mußte alles, was ihn gequält, versinken.

Die Landgräfin empfing den Gemahl mit innigster Freude; zwar konnte sie nicht wie sonst bei seiner Heimkehr für ihn sich schmücken, denn ihre Truhe barg kein Prunkgewand mehr, aber ihr Entzücken, mit dem Lieblich ihrer Seele wieder vereint zu sein, war überschwenglich. Mit kindlicher Zutraulichkeit setzte sie ihr Tagewerk fort, wußte sie doch von früher, daß Ludwig sie in allem gewähren ließ. Aber sie merkte bald, daß der Landgraf ihr Tun nicht mehr mit der gleichmäßigen Freundlichkeit von ehemals begleitete; oft fand sie den Gemahl, unruhig im Gemach hin und her schreitend, mit finstrem Ausdruck, ihrer nicht achtend; dann wieder eilte er ihr entgegen, den Wartburgberg hinunter, glücklich, wenn er sie sah, an ihrer Seite schreiten konnte. Elisabeth begegnete diesen wechselnden Stimmungen mit sanfter Güte, und es war leicht zu sehen, daß sie sich die größte Mühe gab, durch demüthiges und gehorsames Betragen jeden Anlaß zur Unzufriedenheit zu nehmen. Dies alles vertrieb Ludwig nur tiefer. Ihm war, als ob das Gift, das der Hohenstaufe in ihn gesenkt, neue Nahrung erhielt. Elisabeth und Friedrich, in Wahrheit zwei Vögel, in seinem Gefühl wurden sie eins. Beide warfen ihn aus seiner Bahn. — Einige Wochen vergingen; der Landgraf nahm die Zügel der Regierung wieder in die Hand, hielt Gericht, besuchte sein Land, doch wenn er seines Tuns und seiner Kräfte froh werden wollte, hallten die Worte in ihm wider, mit denen der Hohenstaufe ihn entlassen:

„Ich lasse Euch, aber um Euch bald wieder zu sehen. Ihr sollt mein Vögel an die deutschen Fürsten sein. Kommt mit nach Jerusalem. Segen ruht auf solcher Fahrt. Wir werden für Gott kämpfen und er wird uns mit weltlicher Macht lohnen. Geheimnisvoll sind die Fäden, die Weltreich und Gottesreich aneinander knüpfen. Mir ist das Ziel offenbar. Kehrt wieder, Ludwig, als der Deutschen Führer.“ Nein, weg mit den wilden Träumen jenes Schwärmers, hier war seine Arbeit, seine gottgewollte, hier war sein Glück, sein Weib! War sie es noch? Wenn solche Gedanken Ludwigs Herz bewegten, dann trieb er wohl sein Ross zu raschem Lauf und jagte durch Thüringens Wälder dahin, bis der Abend ihn heimgang. Schlaflos hörte er, wenn Elisabeth nachts vom Lager zum Gebet sich erhob, schlaflos betrachtete er die milden Buge der Geliebten, wenn der Schlummer sie wieder umfieng.

Und so geschah es eines Morgens, daß Ludwig, der sein verstärktes Herz nicht mehr halten konnte, zu seinem Weibe trat. Es war nach der Frühmesse. Die Landgräfin saß, wie sie um diese Stunde es liebte, in dem Garten der Burg, eingehüllt in den wärmenden Mantel, den Jutta, die Dienerin, um sie gebreitet. Weise strichen ihre Hände über die lieblichen Blumen, die sie umstüßten, ihr Auge blickte ruhig zur Ferne und nur ein schmerzlicher Zug um den Mund verriet, daß etwas die reine Seele trübe. Als sie Ludwig erblickte, der den schmalen Weg hinabschritt, ganz zur Jagd gerüstet, erhob sie sich, um ihn zu begrüßen: „Willst du weit, mein Bruder und bedarfst du noch eines Dinges?“

„Nicht weit, liebste Schwester,“ antwortete Ludwig, indem er die Liebliche zu der Bank zurückführte und neben ihr Platz nahm, „nicht weit und nicht so eilig, als daß ich nicht ein wenig bei dir verweilen könnte. Magst mich ja doch nimmer begleiten, wie du es früher getan.“

„Ich mag schon, aber es ist wahr, seitdem die Hungersnot bei uns war, bin ich kaum mehr geritten. Den Berg lauf ich schnell herunter und in Eisenach müßte mein Gaul schier an jedem Haus warten.“

„Ja, ja, meine Schwester hat viel zu tun, ist eine rechte Fürstin und Mutter der Bedürftigen. Aber es will mich bedünken, als habe sie meiner dabei vergessen.“ Elisabeth erschraf. „Ach Ludwig, liebe Seele, was du da sagst. Du bist allzeit dabei, was ich auch tue, und ich vergeß dich nicht.“

„Et so erzähl' mir was von deiner Liebe.“

„Ich lieb dich so, lieber Bruder, daß ich einstens in der heiligen Messe die Augen auf dir ruhen ließ und darüber Gottes vergaß!“

„Ja, Kind, das tatest du, aber hast du je einen Armen vergessen um meinetwillen?“

Elisabeth schwieg, aber Ludwig drang weiter.

„Sprich, tatest du es? — schweig nicht, sag mir die Wahrheit!“

Und Elisabeth, die Gehorsame sprach: „Als ich Gott um dich vergaß, habe ich versucht, es zu büßen. Gott ist so groß, daß es schwer ist, ihm immer nah zu sein. Aber die Armen sind mitten unter uns; seh ich ihr Leid, so muß ich helfen. Tu ich da unrecht unsrer Liebe?“

„Ja, Elisabeth, wie ich es verstehe, wohl. Du bist nicht lieber bei mir als bei deinen Armen, nicht wahr?“

„O Bruder, du fragst so trübsal! Siehst du, wenn ich dich nicht hätte, wäre die Welt mir tot. Aber ich bin nicht da am liebsten, wo ich am glücklichsten bin. Ich muß helfen.“

„Elisabeth, ich aber arbeite und freue mich auf dich, und meine Sehnsucht treibt mich heim, und wenn ich dich küsse, ist alles vergessen. Nur du bist da. Ich weiß von nichts mehr außer dir. Du aber trägst deine Dinge immer bei dir — wir sind nie allein.“

„Nein, mein Bruder, allein sind wir nie. Wie könnte es auch sein, da über uns Gott und unter uns Tausende von Brüdern und Schwestern, die leiden.“

Ludwig sprang auf, sein Gesicht war sahl, seine Buge entstellte: „Fürchtbar seid ihr, ihr glücklosen Menschen. Welchem Ziel jagt ihr nach? — Auch ich bin ein Bettler, aber das sieht Elisabeth nicht, die Fromme, Mildthätige.“

Rauh auflachend, mit raschem Schritt den Garten durchquerend, ließ er die unendlich Betrübte allein.

Nicht für lange. Jutta, die heute wie alltäglich, der Landgräfin Korb mit Brot gefüllt, ward auf dem Hofe sichtbar. Die Fürstin erhob sich, den Korb von ihr zu empfangen, und obgleich Jutta das geliebte Antlitz der Herrin zu gut kannte, um nicht zu sehen, daß diese litt, wagte sie doch keine Frage. Die Landgräfin gewohnt, eigenen Kummer zu verbergen, wechselte freundliche Worte mit der Freundin und ordnete an, daß Jutta mit einem zweiten Korb die andere Seite des Tales aufsuche.

Elisabeth stieg den Berg hinab, langsamer als sonst, verstimmt durch das Gefühl, nun auch ihrem Lieblich Dual zu schaffen. Wo war die Grenze der Notwendigkeit, das eigene Wesen zu verleugnen? Ludwig rührte an ihren Kern — ihr Sein war es, das ihn in Zweifel warf. War es recht gewesen, dem gepeinigten Herzen harte Wahrheit zu geben? Hätte sie nicht besser getan, nur Trost zu suchen dem Genossen? — War es nicht Gottes Sache, die Seele zu führen? Hatte er sie ihrem herzlichen Bruder nicht zur Seite gegeben, damit sie einander helfen in der schwersten — der Seelennot! O, hätte sie ihn jetzt da — sie würde das rechte Wort finden; fürwahr, ihr lieber Bettler sollte nicht ungetröstet von ihr gehen. In Elisabeth quoll das Mitleid so heiß, daß ihre Augen überströmten, sie meinte, vor Sehnsucht nach Ludwig zu vergehen. So hatte sie den Fuß des Berges beinahe erreicht, als bei einer Wegbiegung sich eine Gestalt aus dem Wald Dunkel löste — Ludwig. Hier hatte er gelauert; richtig, da kam sie, ganz, wie seine bösen Gedanken es sich gemalt, im grauen Gewand, mit dem Korb am Arm, auf dem Weg zu den Armen in derselben Stunde, da sie seinen Jammer gesehen. Rasch schritt er auf die zu, die betend noch eben seine Seele gesucht; hart stößt er hervor: „Was hast du im Korb?“

Und sie, da sie fühlte, daß sein Herz eine neue Last nicht tragen kann, antwortet: „Rosen — liebster Bruder!“ — Schon aber reißt Ludwig das bedeckende Tüchlein vom Korb; da liegen Rosen — dunkelrot wie das Blut des Erlösers — schweren Duft ihm entgegenhauchend. Elisabeth sieht die Betroffenheit im Antlitz des Gatten; auch ihre Augen senken sich auf den Korb in ihren Händen; jäh läßt sie ihn fallen und bricht in die Knie. Das Haupt tief geneigt, liegt sie inmitten der Rosen. Da begreift der Landgraf, was geschehen; Elisabeths Lüge, von der Liebe geboren, hat Gott zur Wahrheit gemacht, nicht um sie zu schützen: sein Herz ist das Ziel. Von Schluchzen durchwühlt, wirft Ludwig sich neben seinem Weibe zu Boden.

Die Sonne steht in heikem Glanze, als die beiden sich erheben. Blutrote Flecke liegen die Rosen im Staub; Ludwig bettet sie in den Korb zurück und ohne ein Wort zu wechseln, schreitet die Gatten Hand in Hand den Berg hinan. Ein seltsames Leuchten liegt auf den bleichen Gesichtern, und so verschieden die zwei an Farbe und Bügen, in diesem Augenblick sehen sie sich gleich.

Den Korb aber mit den Rosen stellen sie zu Füßen des Marterholzes, das auf ihrem Wege aufragt.

Als im Anfang des Jahres 1227 Friedrich II. neue Botschaft, ihm zum Anreiz zu folgen, an Ludwig sandte, war der Land-



graf bereit. Auf dem Reichstag in Aachen traf er die nötigen Verabredungen mit den deutschen Fürsten. Die wenigen Wochen, die bis zum Zuge blieben, füllte er mit Anordnungen für sein Land, seine Untertanen, seine Familie. Sie trugen alle den Charakter eines Vermächtnisses; Ludwig wußte, daß er nicht wiederkehre. Doch war er voller Trost für die vielen, die ob seines Wegganges weinten; sogar Elisabeth durfte er Mut zusprechen, so wie er es einst getan, da sie noch beide Kinder waren. Am Johannistag verließ er seine Stadt Schmalkalden; aber schon auf dem Wege zum gelobten Lande erlag er am 11. September in Otranto einer Seuche. Mit ihm ging der Fürst dahin, der be-rufen gewesen wäre, nach dem Sturz der Hohenstaufen die deutsche Kaiserkrone zu tragen.

Nun aber hatte ihn Gott auserwählt; in der ewigen Heimat harrete er seiner heiligen Schwester Elisabeth, die diese Erde noch nicht verlassen durfte, auf daß das Licht ihrer barmherzigen Liebe für alle Zeiten die Welt erhelle.

## Geschichten aus Stein a. Rh.

Von D. Weiner-Mußheim.

Die lieblichen Gestade des Untersees sind Stätten alter Kultur, kriegerischer und friedlicher, weltlicher und geistlicher Ansiedlungen. Pfahlbauer bewohnten bereits die Insel Werder — später Stein geheißten — am Ausfluß des Rheins. Römer schlugen bei Tasgetium, dem heutigen Unter-Eschenz bei Sion, eine Holzbrücke über den Fluß, errichteten ein Kastell und Bad und bauten am Bergeshang Fortuna und Juno Altar und Standbild. Auf einsamer Rheininsel fand der verfolgte Othmar, der erste Abt von St. Gallen, Zuflucht und letzte Ruhestätte.

Othmar, der „eigentliche Erwecker des frisch keimenden Lebens in der Galluszelle“, hatte Klosterrecht gegen die Gaugrafen Warin und Ruthorb verteidigt und sie bei König Pippin verklagt. Sie setzten ihn auf Bodman gefangen, bis ihn der Edle Gozbert nach der Rheininsel bei Stein brachte, wo er starb. Zehn Jahre ruhten seine irdischen Reste in ungeweihter Erde. Da gruben elf St. Galler Brüder, durch ein Traumgesicht gemahnt, in einer Nacht den Leichnam aus. Er war bis auf eine vom Wasser bespülte Fußspitze unverfehrt. Als sie ihn zu Schiffe brachten, um nach ihrem Kloster zurückzufahren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, die Wogen des Sees gingen hoch, es regnete in Strömen. Doch siehe, die Wellen hingen wie ein Mantel über das Fahrzeug; kein Regentropfen traf das Schiff, das durch den Leichnam des toten Klosterpatrons offenbar geweiht war. Ruhig braunten die Kerzen zu Häupten und Füßen des Abtes im Tosen des Sturmes, im Schlagen der Wogen. Als die Brüder nach strenger Arbeit dem Unwetter entronnen, wollten sie sich durch einen Ambix stärken, „da ward eine einzige kleine Flasche, die ein Diener mit sich geführt, so wunderbar gesegnet, daß alle reichlich getränkt wurden und Gott lobpriesen.“

Kaiser Heinrich II. hatte 1005 das St. Georgenloster vom Hohen Tewel nach Stein verlegt. Damit kam es an das Bistum Bamberg, einer Gründung des genannten Kaisers. Er schmälerte die Mittel der Abtei, wo er konnte, zugunsten seines Bistums. Später wurde der Kaiser, der Gönner der bischöflichen Kirchen von Bamberg, Merseburg und Basel, heilig gesprochen, nachdem seine Seele, einer mönchischen Sage nach, eigentlich dem Teufel verfallen gewesen. Nur durch Verdienst des Hl. Laurentz — nach anderen durch Einsprechen der Jungfrau Maria und des Hl. Georg — sei seine Seele gerettet worden. Bei der Abwägung seiner Verdienste und Vergehen habe sich die Sündenschaale bereits bedenklich geneigt, so daß die Hölle geister triumphierend: noster est, noster est! riefen. Jedoch ein goldener Kelch, zu den guten Werken gelegt, habe die andere Schale im letzten Augenblick so heftig nach unten gezogen, daß der Becher, unten ausschlagend, eine Beule bekommen habe. Besagten Becher habe einst Heinrich der Kirche des Hl. Laurentz geschenkt, und ob er auch gut ver-wahrt, habe man doch nachher die Beule deutlich wahrgenommen. Im Steiner Kloster ist das Bild der Seelenwage, wie sie der Erzengel Michael handhabt, noch heute zu schauen.

Stein hatte sich 1457 von den „Herren von Klingenberg“ losgekauft. Es war nun Reichsstadt, besaß das Recht der Entscheidung über Leben und Tod, Selbstverwaltung und Münzrecht. Zwei Jahre später schloß die Stadt mit Zürich und Schaffhausen ein Schutz- und Trutzbündnis. Der österreichische Adel der Umgegend jedoch sah die Freiheit des Städtchens ungern und hätte es gern wieder zu Oesterreich gebracht. In einer Nacht des Jahres 1478 — nach einem alten Ratsherrn, „welcher vorgegeben, daß er solches selbst in der Canklen gelesen habe“ — fuhr ein Schiff an die Landungsstätte bei Stein, das mit Salzfässern beladen war. In den Fässern aber saßen bewaffnete Ritter und Knechte. Vor dem Türlein bei der Schiffslände fragte einer aus dem Haf heraus: „Ist's Zeit?“ Er glaubte, ein Mitverschworener aus der Stadt sei in der Nähe und werde ihm antworten. Allein ein Wäcker, der dort wohnte, war früher aufgestanden und hatte Geräusch gehört: der stand da und erwiderte schnell bejodnet: „No ne Willt“. Darauf eilte er zum Bürgermeister. Dieser aber war ein Mitverschworener und wollte nicht auf ihn hören. Da

läutete der Wäcker Sturm, und die schnell versammelten Bürger vernichteten im Morgengrauen die Feinde mit Schiffen und Fässern. „Die von Stein aber ertranken ihren Bürgermeister im Rhein“. Zum Andenken an jenen Tag erhielten die Wäcker eine Ehrenfahne, und das zum Schiboleth der Steiner gewordene „No — ne — Willt“ erinnerte lange Zeit als letzter Wäcker, auf die Bürger an den tapferen Wäckermeister, der durch seine Geistesgegenwart den fein überlegten Anschlag auf die neue Freiheit der Stadt glücklich vereitelt hatte. Am Rathause aber hat ein Künstler die Begebenheit in einem großen Freskogemälde der Nachwelt übermitteln.

## Die Begegnung.

Von Rolf Gustaf Haebler.

Als Ernst eintrat, war es, als wehe ein rascher Strom der Erregtheit über mich. Seine Augen leuchteten. Sein Blick sprang an mich hin wie ein Hund, der seinen Herrn findet. Aber er schnitt mit einer knappen Handbewegung mir jedes Wort ab, setzte sich ans Fenster und schwieg. Sprang rasch wieder auf und ging, immer noch schweigend, im Zimmer hin und her. Ich kannte das an ihm und las ruhig in meinem Buch weiter. Ir-gendwann einmal wird er schon beginnen, in einer Minute, vielleicht morgen, vielleicht nach einer Woche . . .

Da begann er: „Ich habe sie gesehen“, sagte er, ruhig und leise.

„So —“ erwiderte ich. Aber ich wußte nicht, wen er meinte. Er wird es mir schon sagen, dachte ich. Und er fuhr fort: „Du kennst das Mädchenbild, das zu Hause bei mir überm Klavier hängt. Du hast es schon tausendmal gesehen. Wir haben uns wohl auch darüber unterhalten. Ich habe es in einer glücklichen Stunde gekauft, bei einem Trödler, vor einem Jahr etwa. Als ich es sah, kam mir daraus etwas entgegen, ein Blick, ein Lächeln, der Hauch eines Wortes, daß ich es kaufen mußte. Ich weiß sonst nicht, warum. Ich hatte das Gefühl: diese Augen sollen immer um dich sein. Darum hat vor fünfzig Jahren einer dies Bild gemalt, ist es vergessen worden, verkauft, verschleudert und kam in diese Kumpelkammer. Hier hat es gelegen, kein Mensch frug danach, bis ich kam und es sah. Ich war der, für den dies Bild bestimmt war. Und so habe ich es gekauft. Kaufen müssen. Irgend ein Zwang war da. Der alte Kerl sah es gleich. Ich merkte es an seinem Blick, der plötzlich etwas Lauerndes bekam. Und trotzdem er unverschämte war, weil er wußte, daß ich dies Bild brauchte, so notwendig wie ein Stück Brot, trotzdem ich damals wahrhaftig keinen überflüssigen Pfennig hatte, trotzdem warf ich ihm die Scheine hin und nahm es mit. Seit Monaten hängt es an meiner Wand. O — du wirst lächeln — ich habe viele Stunden mich mit ihm unterhalten. Wir haben viel miteinander zu bereuen gehabt, vieles und das wichtigste. Es wurde mein Götz, mein Fetisch, ich trieb wahrhaftig einen kleinen Kult mit diesem Bild. Jetzt kann ich es ja sagen. Es ist mein bester Freund gewesen, bitte, zürne nicht, aber es weiß um alle meine Geheimnisse. Und wir haben doch alle unsere Geheimnisse, nicht wahr! Wie ärmlich wäre das Leben, wenn wir nicht unsere Sünden hätten, die wir einem Götz beichten dürfen, auf daß ein Bild aus seinen Augen sie uns vergebe. Das Bild war ja längst kein Bild mehr; es war mein anderes Ich, wahrhaftig mein besseres Ich. Ich konnte stundenlang mich mit ihm unterhalten, schweigend. Seine Augen hatten so etwas Trostvolles. Sage nicht, ich sei in diese Augen verliebt gewesen, ich hätte mich an ein Bild gehängt, statt an ein Mädchen. Nein, so war es nicht. Vielleicht weiß ich erst seit heute, daß dies Bild ein Mädchenbild ist. Denn heute kam es an mir vorübergeweht. Und sieh: das ist das merkwürdige — wir schauten einander an und blieben beide stehen. Beide. Es war, als ob irgend eine Macht uns plötzlich festgehalten hätte, zwei Schritte voneinander. Denke dir, du kommst ahnungslos, leichtfertig hergeschlendert, schaust die Welt um dich an, ohne sie zu erkennen, und dann plötzlich tritt ein Gesicht in deine Welt, das du kennst, ach, so gut kennst und doch noch nie gesehen hast — außer dort an der Wand, gemalt, im bunten Kleid längst verstorbener Menschen. Und da packt es dich, stehen zu bleiben, und siehe, das Bild bleibt ebenfalls stehen, mitten auf einer Straße, in der Kraftwagen fahren, Menschen mit Aktenmappen vorüberreiten. Kinder schreien, Radfahrer klingeln, eine Elektrische hält und Menschen ändern die Hand und leuchtet in den Augen eine Freude. Das geschieht in einem kleinen, winzig kleinen Augenblick — nur dann auf einmal wird ein jedes rot, zieht die Hand zurück, plötzlich merkt ein jedes, daß hier Automobile fahren und elektrische Straßenbahnen, daß Beamte in ihre Büros gehen, die Aktenmappe unterm Arm. Und du wirst verlegen, wirklich verlegen und weißt plötzlich nicht, was du sagen sollst. Alle Worte sind dir entfallen, dein Hirn ist ein großes Sieb und du fühlst, wie ein Wort nach dem andern durchrieselt und du bist unfähig, eines aufzufangen. Wie ein Traum ist das . . .“

Ernst ging wieder einige Schritte schweigend hin und her.

„Nun, dann habe ich schließlich einen banalen Ausweg eingeschlagen, ich ärgere mich jetzt noch, und fragte: Wir haben uns doch schon irgendwo gesehen? Und wußte dabei doch ganz genau, daß



„Hier dürfen Sie nicht trommeln,“ schreit der überhitzte Nero, „hier ist ein Amtszimmer, hier haben Sie sich ruhig zu verhalten!“

„Sehr wohl,“ sagt artig der Fremde und nickt.

Und er wartet ruhig weiter. Er richtet sich anscheinend auf längere Zeit ein, denn er zieht sein Zigarrenetui hervor und entnimmt ihm nach peinlicher Auswahl eine Zigarre. Diese präpariert er nun. Er drückt und quetscht sie von allen Seiten, schneidet ihr vorsichtig die Spitze ab, bläst in sie hinein und walzt sie. Dann rikt er ein Streichholz an, um sie anzuzünden.

Auf diesen Moment hat Nero nur gewartet. Er schnell mit einem einzigen Satze zum Schalter herüber und zeigt die Zähne:

„Was tun Sie da?“ pfaucht er.

„Ich rauche,“ sagt der Fremde.

„Sie! Wissen Sie nicht, daß Sie nicht rauchen dürfen? Augenblicklich legen Sie die Zigarre fort!“

„Wie Sie befehlen,“ sagte der Fremde.

Er ist folgsam wie ein Kind und steckt die Zigarre wieder ein. Und wartet artig weiter. Seine Geduld ist unerschöpflich wie die Güte Gottes, und ihn aufzuregen, scheint ein Ding der kraßesten Unmöglichkeit.

Auch Nero steht das ein und nimmt verbissen an seinem Pulte Platz. Der Fremdling aber hat sich mit über der Brust verschränkten Armen gerade ihm gegenüber aufgestellt und betrachtet ihn. Viel stille Heiterkeit ist über sein Gesicht gebreitet. Das kommt von dem Anblicke, den er hat. Denn der Herr Postmeister nennt einen prächtig gewölbten, fetten Rücken sein eigen, der, wie ein genügend gefüllter Geldschrank, dem Gemüte Zuversicht und Ruhe gibt.

Nero hat sich inzwischen seines Leibblattes bemächtigt und schickt sich an, an die Keltäre der „Vermischten Nachrichten“ zu gehen. Der Fremde ist darüber keineswegs böse. Es scheint ihm im Gegenteil eine Idee zu kommen. Auch er zieht eine umfangreiche Zeitung hervor, breitet sie geräuschvoll auseinander und fängt zu lesen an. Bald versinkt die ganze Welt um ihn. Ein verlorenes Lächeln spielt um seine Lippen. Er hat sich in den Leitartikel vertieft.

Da aber ist Neros Geduld erschöpft. Mit einem wütenden Krach schiebt er das Schalterfenster zurück und schreit: „Was wünschen Sie?“

Der Fremde ist augenblicklich bei der Sache. „Eine Fünfheller-Marke,“ sagte er freundlich.

„Hier,“ schreit Nero, schiebt das Fenster wieder krachend zu und ist fest entschlossen, sich nicht mehr stören zu lassen.

Er ist fest entschlossen. Aber der Fremde geht nicht. Er wartet weiter und lächelt freundlich.

Wieder fliegt das Fenster zurück. „Sind Sie noch immer da?“

„Ja,“ sagt der Fremde.

„Was wollen Sie?“

„Wenn ich bitten darf — noch eine Marke . . .“

„Hier,“ schreit Nero, „und jetzt lassen Sie mich ungeschoren! Verstanden?“

Der Fremde hat verstanden und nickt dem Herrn Postmeister zu. Darauf klebt er die erhaltene Marke auf eine Karte. Und dann legt er sinnend den Zeigefinger an die Stirn und grübelt. Und plötzlich steht er wieder am Schalter.

Nero wechselt die Farbe.

„Pardon,“ sagt der Fremde, „ich hatte vergessen — noch eine Marke . . .“

Nero ringt nach Atem. „Halten Sie mich etwa zum Narren? . . . Sie . . . Sie . . .“

„Nein,“ sagt der Fremde.

„Hier ist noch eine Marke,“ schreit Nero, „die letzte . . . Wenn Sie jetzt noch einmal kommen, dann . . . dann . . .“

Aber der Fremde kommt wahrhaftig noch einmal.

Nero richtet sich auf, in seiner ganzen Länge und Breite.

„Herr,“ leuchtet er, „Herr . . .“

„Ich bitte um das Formular zu einer Depesche,“ sagte der Fremde ganz sachlich.

„. . . Herr! . . . Herr! . . .“

Und das Depeschenformular flattert auf den Boden.

Der Fremde hebt es gelassen auf und frißelt ein paar Worte darauf. Sodann überreicht er es, ohne mit einer Wimper zu zuden, dem Nero. Der nimmt es mit knirschenden Zähnen.

Er liest:

„Stammisch „Zur Eiche“, Köhlschenbroda. Bin heute mit wütendem Ohren zusammengestoßen. Ohren gebädigt. Bin unverlegt. Gruß Wupke.“

„Herr . . . Herr . . .“, murmelt Nero.

## Wupke.

Von Hermann Wagner.

Die bleierne Ruhe eines übermäßig heißen Julnachmittages breitet über der kleinen böhmischen Stadt. Menschen und Tiere haben sich verkrochen, die Gassen wirken fast unheimlich in ihrer Leere. Jeder Schritt, den man über das ungesügte Pflaster von Kagenköpfen setzt, hallt zehnfach wider. Nur da und dort bemerkt man am Fenster ein neugieriges Gesicht, das daß verwundert ist über den Fremdling, dem es anscheinend Vergnügen macht, in dieser Dede umherzuschlendern.

Dieser Fremde freilich, der mit einer gewissen behaglichen Interessiertheit, die Hände auf dem Rücken, die engen Gassen abspricht, macht einen unheimlichen Eindruck. Er ist nicht alt und nicht jung, eher mager als dick, sein Gesicht hat die harmlose Freundlichkeit der Leute, die nichts bedeuten, und sein grünlischer Touristenanzug läßt keine sicheren Schlüsse darüber zu, ob seine Brieftasche etwa gepickt oder dünn ist. Auch der Herr Postmeister sieht ihn und mokiert sich über ihn. Er lehnt verdrießlich am Fenster des Postgebäudes und ist vergeblich bemüht, sich die Zeit zu verkürzen.

Der Herr Postmeister ist in der kleinen Stadt eine Macht. Er ist eine Art Nero, nur ins Phlegmatische übertragen. Denn er ist ein Mann von reichlich starkem Embonpoint, dem die Sorgen um seinen Wagen beträchtlich hoch stehen. Er verachtet alle Menschen, die weniger dick sind als er, und empfindet für die, die mager sind, sogar blanken Haß. Heute aber ist er besonders schlechter Laune. Er ist wütend darüber, daß er an einem so heißen Tag Dienst machen muß, während zum Beispiel dieser schätzbare Fremde da draußen mit posierender Gleichgültigkeit umherzuschlendern darf, als ob ihm niemand auf dieser Welt etwas zu befehlen hätte. Oh, er wünschte, er hätte ihn hier, im Bereiche seiner Macht — er wollte es ihm schon zeigen . . .

Gleich darauf hat er ihn hier.

Der Fremde ist in das kleine Postgebäude eingetreten und klopft nun an die Türe des Amtszimmers. Da kein „Herein!“ erfolgt, klopft er ein zweites und drittes Mal. Dann aber tritt er, ohne im geringsten beleidigt zu sein, ein, nimmt lächelnd den Hut ab und sagt:

„Guten Tag.“

Der Postmeister wirft ihm einen kurzen finsternen Blick zu. Im übrigen rührt er sich nicht von seinem Fenster, wendet sich im Gegenteil wieder der Straße zu und versenkt sich, als gelte es die aufregendsten Dinge zu empfangen, mit intensiver Spannung in die gährende Leere da draußen.

Der Fremde hat ebensoviele Geduld wie Taktgefühl und gute Erziehung. Er behält noch immer seine lächelnde Miene und wartet. Ganz leise nur, wie um anzudeuten, daß er noch da sei, trommelt er mit dem Fingern auf dem Brett des Schalters irgend ein paar Takte. Und summt dazu. Ein paar harmlose Takte aus einer Operette, einer Symphonie oder einem Marsch.

Der Herr Postmeister wird im Nu rot wie ein Krebs. Mit einem verwunderlich jähen Rud fährt sein umfangreicher Körper herum.

Er schreit: „Hier wird nicht getrommelt — verstanden?“

„Wie beliebt?“ fragte der Fremde, sich verbeugend.



„Kostet?“ fragt plötzlich Herr Wupke sehr scharf.  
 „Neunzig Heller,“ achtz Nero.  
 Herr Wupke gibt eine Krone und sagt: „Für den Rest noch  
 zwei Marken!“  
 Und dann geht er.

## Badische Bücherschau.

Nr. 23.

An die Erinnerungsbücher der letzten Uebersicht reihen sich diesmal einige weitere, und zwar zwei davon wieder aus den Kreisen des akademischen Lebens. Der Freiburger Anatom Robert Wiedersehheim hat seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben (Tübingen, Mohr; 15 Mk.). Er ist 1848 in dem schwäbischen Neckarstädtchen Nürtingen geboren und hat von 1876 bis 1918 an der Freiburger Hochschule als Autorität in seinem Fache gewirkt. Etwas die Hälfte seines Buches ist dieser Zeit gewidmet. Ein reiches und stolzes Leben, dem der heitere Einschlag nicht fehlt, zieht da in mannigfaltig wechselnden, hübsch gezeichneten Bildern vorüber, die ein Schimmer von Poesie umglänzt. Als Schwager des berühmten Aug. Weismann und als Zeitgenosse einer Reihe anderer namhafter Gelehrter führt er uns in die Geselligkeit und den freundschaftlichen Verkehr jener Tage, für den die Ausflüge ins Glottertal besonders bezeichnend sind. Aus dem Studentenleben weiß er manch hübsche Anekdote zu berichten, vor allem von Examens-Zwischenfällen, Jubeltagen und Feillichkeiten. Dazwischen kommen erste wissenschaftliche Angaben und Erinnerungen an allerlei Persönlichkeiten außerhalb der Universitätszirkel, so vor allem an den damals in Freiburg wohnenden Erbgroßherzog. Besonders lustig sind dann die Episoden mit dem langjährigen Anatomie-Diener Alex. Sauer. Im Semester 1916/17 konnte Wiedersehheim auf eine 40jährige Tätigkeit in Freiburg zurückblicken. Er behielt sein Amt noch weiter bei und erlebte die feindlichen Utegerüberfälle, deren einem die Anatomie, wie erinnerlich, zum Opfer fiel. Jetzt lebt der verdienstvolle Gelehrte auf seinem Landhaus am Bodensee, wo er auch in früheren Jahren oft gewohnt hat, aus denen er vor allem über Zeppelin und seine Fahrten dies und jenes erzählt. Infolge seiner ganzen, von heiteren Lichtern umspielten Tonart, seiner vernehmbar herausstingenden Liebe zur Jugend und zur Wissenschaft bereitet das Buch einen reinen Genuß und zwar nicht nur für akademische Leser. — In die wissenschaftliche Welt Heidelbergs führt der siebente Band der von W. Ostwald herausgegebenen Reihe „Große Männer“. Er bringt die deutsche Uebersetzung der Erinnerungen des Chemikers Henry Roscoe, Ein Leben der Arbeit (Leipzig, Akademischer Verlag; 40 Mk.). Im Jahr 1853 kam der junge Engländer, nachdem er in London seine Fachexamina abgelegt hatte, zur Vertiefung seiner Studien nach Heidelberg zu Bunsen, zu dem er bald auf Grund gemeinsamer wissenschaftlicher Bestrebungen in ein nahe persönliches Verhältnis trat. Ein großer Teil des Buches ist der überragenden Gestalt Bunsens gewidmet, und auch hier folgen sich, wie bei Wiedersehheim, Ernst und Scherz in buntem Wechsel. Der Engländer ist ein guter Erzähler, und er verfügt über einen gewinnenden Humor. Neben Bunsen treten der große Helmholtz, v. Mohl, Kirchhoff und Kopp noch besonders hervor. Die Art, wie er von seinem Standpunkt aus das Treiben der Studenten und Bürger Heidelbergs betrachtet und schildert, ist ebenso genuss- wie lehrreich. Im Jahr 1886 wohnte Roscoe der Chemikerversammlung in Karlsruhe bei und 1886 dem Jubiläum der Universität Heidelberg, wobei er den medizinischen Doktor ehrenhalber erhielt. Auch von diesen beiden Ereignissen, ebenso von mehreren Ferienaufenthalten in unserem Land, weiß er anschaulich zu berichten. Der Rest des Buches führt, wie der Anfang, nach England, und man wird unvoreingenommen genug sein, dem lebenswürdigen Erzähler auch dort hin zu folgen. Es lohnt sich. Einen wertvollen Anhang bilden allerlei „Bunseniana“, darunter 126 Briefe von Bunsen selbst. — Als drittes Memoirenbuch nenne ich das der Dichterin Alberta von Puttkamer, Mehr Wahrheit als Dichtung (Berlin, Schuster und Pöffler; 15 Mk.). Die Verfasserin lebt bekanntlich in Baden-Baden, allerdings erst seit 1901. Diese verhältnismäßig kurze Zeitspanne bringt es mit sich, daß die Ausbeute an badischem Inhalt (Baden-Baden und Favorite seien genannt) geringer ist als bei den zwei oben besprochenen Büchern. Der Hauptwert des in poetisierender Sprache geschriebenen Werkes beruht auf den elässer Erinnerungen, die auf einen Zeitraum von 30 Jahren zurückblicken; seine Wichtigkeit ist bekannt genug, wenn er auch jetzt zu den vergangenen Dingen gehört. Neben der Politik kommen auch Kunst und Literatur zu ihrem Recht, da Alberta von Puttkamer mit bedeutenden Männern des Geisteslebens befreundet war, denen sie nun ein Denkmal setzt; Prinz Emil von Schönau-Carolath, Gleichen-Rufswurm und der Maler Herkomer seien u. a. genannt.

Das Gebiet der schönen Literatur betreten wir mit zwei gleichzeitig erschienenen Werken der in Vörrach lebenden Schriftstellerin Toni Rothmund. Das eine ist ein Band Märchen, der in Reclams Universalbibliothek herauskam (Nr. 6086, Leip-

zig; 80 Pfg.). Hier gibt uns eine bestrickende Kunst der Erfindung in teils tiefem, teils heiteren Geschichten kund, die im Gewand des Märchens irgend eine Erkenntnis erzählend verhalten. Gedanken und etwaige Tendenz sind ganz in die Handlung und Charaktere verlegt und sprechen mit der geheimnisvollen Kraft des Erlebnisses. Anderes wieder ist nur lustig fabuliert wie z. B. die Geschichte vom Fischenreiter in der Weisköhl bei Sasbachwalden. — Der Eindruck der Klugheit, Lebenskenntnis und Erzählerfreude, den die Märchen hervorrufen, wird verstärkt durch Toni Rothmunds Roman Das Haus zum kleinen Sündenfall (Leipzig, Phil. Reclam). Er spielt in Basel, aber trotz aller Realistik in Geschehnissen und Psychologie liegt auch hier ein Märchenhauch mit dem zarten Duft seiner Poesie über dem Ganzen. Die Klugheit spinnt den Faden der resolute Erzählung, die das Leben ohne Schönschönerei angehen kann; aber die Poesie webt ein paar Goldfäden hinein und findet den schönen Ausklang aus dem Wirrwarr und der Schuld, in die das Leben eines kleinen Basler Bürgermädchens verstrickt wird. Mit der gleichen Innigkeit, wie das Liebes- und Geschicksal der hübschen Fjeli und ihres wahren Freundes, des burligen Gyrif, erzählt wird, sind die Basler Umwelt, der rauschende Rhein, die stolzen Patriziergeschlechter, das tolle Fastnachtstreiben, sind Menschen und Bräuche der Alemannen-Stadt geschildert. — Hansjakobs beste Erzählung, in der seine Eigenheiten zwar nicht ganz fehlen, aber doch so gemildert sind, daß sie wie Vorzüge wirken, Der Vogt auf Mühlstein ist in einer neuen Sonderausgabe mit acht Kunstdrucken nach Originalen von Wilh. Hasemann herausgekommen (Freiburg, Herder; 9 Mk.). Das Buch empfiehlt sich äußerlich als Geschenkwerk etwa im Sinne der Prachtwerke unserer Eltern. Die Vorzüge der Hasemannschen Kunst sind nicht zu verkennen; Echtsheit und Verträglichkeit mit Land und Leuten im Schwarzwald führen bei ihm den Pinsel, und er hält sich getreu an des Erzählers Worte, die er nach seiner Eigenart etwas ins Sentimentale und Weiche wendet. Seine Bilder sind auf ganzseitigen Einschalttafeln sehr gut wiedergegeben. Aber doch habe ich das Empfinden, als müßte Hansjakob mit Holzschnitten und mit nichts anderem illustriert werden. Seine ganze Art ist ja selber holzschnittmäßig, und ich meine, daß überhaupt zur Fraktur, zum deutschen Druck, sich nichts so gut fügt als eben der Holzschnitt. Abgesehen von dieser buchhändlerischen Erwägung, wird die tragische Geschichte der treuen Magdalene und der kernhafte Schwarzwaldgeruch, der über Land und Leuten liegt, jeden Leser fesseln und auch in dieser Ausgabe neue Freunde zu den alten erwerben. — Der unverwundliche Karlsruher Lokaldichter Romeo hat wieder eine Sammlung von hochdeutschen und Mundart-Verben drucken lassen (Karlsruhe, Gutsch; 3 Mk.), mit dem Titel Allem vor der Humor, der wie eine Lösung für sein ganzes Schaffen klingt. Außer allerhand Anekdoten, persönlichen Erlebnissen und Einbrüchen in Wald und Feld behandelt er auch satirisch die neuesten Zeitereignisse im Rahmen des bekannten Kreises seiner typischen Gestalten, der Was von Bretten usw., und bringt manche gute Spitze an.

Der Verein „Badische Heimat“, der zurzeit eine rührige Tätigkeit entfaltet, hat einen neuen Kalender herausgegeben, der leider etwas spät erschienen ist. Dafür ist er auch gut geraten. Er trägt mit Rücksicht auf den treuen Eckhart, dessen guter Geist über unserem Lande schweben möge, eben dessen Name auf dem Titel: Eckhart, Kalender für das Badner Land, herausgegeben von Max Wingenroth (Freiburg, Günther; 1,50 Mk.). Was beim ersten Durchblättern gleich auffällt, ist die gute Druckausstattung und der sehr reichhaltige Bilderschatz. Dieser gehört zu den wertvollen belehrenden Aufsätzen, die sich auf dem Gebiet der badischen Heimat- und Volkskunde, der Kunstpflege u. dgl. bewegen. Die Monatsbilder zeichnete Glatzacker und legte eine an Richter gemahnende Beschaulichkeit hinein. Niefer schrieb über den Maler Aug. Gebhard, John Meier über Oberbadische Volkslieder, Sauer über schöne Glocken unserer Heimat. Wingenroth erzählt von Schiltach, Behnter von der Revolution 1918, und neben den mehr alemannisch gerichteten Beiträgen, unter denen die Mundartgedichte von S. Burte hervorstechen, findet auch das Frankenland, vor allem die Pfalz und Heidelberg, in Wort und Bild ihre Vertretung, besonders in künstlerischer Hinsicht. — Da wir gerade von Kunst reden, sei auch der Auffatz von dem Bildhauer Albiker hier angemerkt, den die Zeitschrift Kunst und Dekoration im Dezemberheft 1919 brachte, worin er sich über die Probleme der Plastik in grundsätzlicher Weise äußert. Eine Reihe von Abbildungen nach seinen Werken veranschaulichen die Sätze, die von programmatischer Bedeutung sind, in erster Linie natürlich für Albiker selbst, die aber die Grundfragen der plastischen Gestaltung überhaupt klar und scharf erfassen. Dasselbe Heft bringt Nachklänge zu Thomas 80. Geburtstag von F. A. Beringer. Von S. Thoma selbst sind seine Federspiele, dies Bilderbuch voll volkstümlich deutscher Art in Erfindung und Laune, mit begleitenden Versen, von S. Thode in neuer Ausgabe erschienen (Frankfurt, S. Keller), worüber wohl weitere Worte überflüssig sind. W. G. Desterling.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag der G. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. H. —